



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 118.

Montag, 21. Mai.

1928.

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

(24. Fortsetzung.)

Doch statt dieser Geschichte kam vorläufig erst mal Rena Vint, mit der sich der Paulinenhofer, was er seit der letzten halben Stunde total vergessen, hier zu einer ihrer beiden täglichen Zusammenkünfte verabredet hatte. Denn solange er sich in Berlin aufhielt, betrachtete er es im Interesse Berni's Islems als Selbstverständlichkeit, sich um dessen Verlobte zu kümmern. Sie nahm seine Fürsorge mit trübem Lächeln hin, fühlte sich in seiner Gesellschaft geborgen, ließ sich Trost und Mut zusprechen und wartete mit immer wieder mühsam gebändigter Sehnsucht auf Berni's Rückkehr, die nach Hannsjochens Versicherung in ebenso naher Aussicht stand, wie der Augenblick seiner Rehabilitierung. Seit jener Aussprache mit dem Herzog von Hohenangern und seit Hannsjochens von Harwegg sie hier in Berlin betreute, regten sich in ihr wieder jage Hoffnungen, daß doch alles noch gut enden würde. Selbst ihr anfängliches Entsetzen vor Juan d'Arzilla und seinen Drohungen verblaßte langsam.

Als der Paulinenhofer sie jetzt kommen sah, sprang er plötzlich auf, warf Libby van Aren ein paar halblauter, erklärende Worte zu und ging der Diva dann entgegen, um sie zu begrüßen und an den Tisch zu geleiten.

Sie überwand ihr erstes Zögern schnell und fand sich bereit, ihm zu folgen, um die elegante Dame kennen zu lernen, die dort drüben saß.

Der Kellner mußte einen dritten Sessel heranziehen und ein neues Gedeck auflegen.

Zwanglos kam man ins Plaudern.

Der biedere Mann aus der Hanauer Gegend dünkte sich fast als „verfluchter Kerl“ zwischen diesen beiden Frauen, von denen jede ihren eigenen Reiz und ihre eigene Note besaß, jede elegant, selbstlicher und umwittert von dem Hauch der großen Welt war. Seine Blicke glitten abwägend zwischen beiden hin und her, doch immer länger, immer selbstvergessener blieben sie auf Libby van Arens Zügen haften, immer häufiger richtete er das Wort an sie.

Und Rena Vint beobachtete das, ohne sich durch das leiseste Lächeln oder Lippenzucken zu verraten.

Im übrigen konnte ihres Bleibens leider nicht lange sein, denn sie hatte sich verspätet; und nun war der Nachmittag bereits weit vorgeschritten. Ihr Auto wartete draußen. Sie mußte ins Theater.

Doch ehe sie wieder ging, traf man die Verabredung: daß Frau van Aren und Hannsjochens Harwegg sich heute abend die Revue ansahen und nach Schluß der Vorstellung Rena Vint erwarteten. Dann würde man auf dem Dachgarten irgendeines Hotels gemeinsam essen.

Hannsjochens begleitete Rena Vint natürlich zu ihrem Auto.

Den einen Fuß schon auf dem Trittbrett des Wagens, reichte sie ihm zum Abschied die Hand.

„Also dann bis heute abend, lieber Freund. Und was mir eben einfällt — schließlich sind Sie doch Berni's bester Freund — wir wollen, wie Sie ja wissen, am 5. Dezember heiraten . . . Lassen Sie es sich mal durch den Kopf gehen — ich kann mir nicht helfen, aber ich

finde Doppelhochzeiten von treuen Freunden immer ganz entzückend. Sind Sie nicht auch meiner Ansicht?“

Damit zog sie den Schlag des Wagens hinter sich zu. Der Chauffeur schaltete ein. Das Auto glitt die Neustädtische Kirchstraße hinab und bog in die „Linden“ ein.

Hannsjochens Harwegg startete ihm mit halb offenem Munde nach. Er war maßlos verblüfft über so fabelhaft viel weiblichen Spürsinn.

Doch dann ging in seinem Gesicht wieder das strahlende Jungenslächeln auf.

„Dunnerlüchting!“ murmelte er. „Dunnerlüchting noch eins!!“

Drehte sich schnurstracks auf dem Hacken und lehrte in beschleunigtem Tempo zu seiner japanischen Göttin zurück.

XIV.

„Gestatten Sie, mein Herr?“

„Bitte.“

Der Fragende war groß, schlank, mit etwas nach vorn fallenden Schultern und klugem, von geistiger Arbeit teils übermüdetem Gesicht. Er ließ sich auf dem Stuhl nieder, der als einziger auf der winzig schmalen Vorterrasse der Konditorei noch frei war, und bestellte bei der Kellnerin einen Mazagran.

Den zog er zwischen gelegentlichen Zügen aus seiner Zigarette langsam durch den Strohhalm, nahm dann den Hut ab und trocknete sich die feinen Schweißperlen von der Stirn.

Jetzt war der Sommer mit Macht über Berlin hereingebrochen.

Der dunkle Asphalt dampfte förmlich. Grauer Dunst hing stichtig über der breiten Prunkstraße und hatte die Baumkronen der Linden wie mit feinem Nektar überzogen. Die Konturen des Kaiserjoches zerfloßen in der diejigen Luft.

Unbarmherzig brannte die zum Untergang sich neigende Sonne. Doch dem Verkehr in der Kranzler-Ecke, die ja zu den sieben belebtesten Ecken der Welt gehört, vermochte sie keinen Abbruch zu tun. Menschenströme, Wagenschaar, Hupengebröhl, hin und wieder auch mal Hufengeklapper eines Pferdegepannes. Die signalisierenden Armbewegungen des Sipo, der dies lärmende Durcheinander regelte. Die Herren in salopper Sommerkleidung, die Damen in farbenfroher duftigen dünnen Gewändern. Auf den 10-Pfennigstühlen der Mittelpromenade lange Reihen sparsamer Provinzler, stellungslöser Kontormädels oder abgehefter Geschäftsleute, die sich ein paar Minuten des Ausruhens und Berschnaufens gönnten.

Reuchend atmete die Riesenstadt unter der brütenden Glut der Julisonne wie unter der chronischen Fieber-temperatur ihres Arbeits- und Lebensstempos.

„Eigentlich verheerend!“ meinte der Zuletztkommene beiläufig. „Solche infernalische Hitze frist sich einem wie siedendes Blei ins Gehirn. Mir wenigstens. Oder geht es Ihnen auch so, Herr Rowalt?“

Der ihm gegenüber am Tisch fuhr jach herum. Sein Kaffeelöffel klickte zu Boden. Er merkte es gar

nicht. Mit weitgeöffneten Augen starrte er den anderen an.

Schließlich murmelte er:

„Eben nannten Sie meinen Namen! Also kennen Sie mich?“

Der andere nickte gelassen.

„Lange schon, Herr Rowalt. Ohne daß Sie es wissen, sind wir alte Bekannte. Zuerst mal aus dem Felde und aus jener Zeit her, wo Sie ja diese Affäre mit Ihrem Prozeß wegen der Dienstgelder-Differenzen hatten. Das heißt: Damals war ich völlig unbeteiligter Zuschauer. Jetzt bin ich es weniger. Weil Frau van Aaren aus Amsterdam mich damit beauftragt hat, für sie hier . . .“

„Frau van . . .“

„Ich sehe, der Name ist Ihnen geläufig. Schließlich liegt es ja auch noch kein Jahr zurück, daß Sie als Mitarbeiter des Konsuls Juan d'Arzilla oder, wie er sich damals nannte, Diego Verragez . . .“

Er unterbrach sich und legte seinem Gegenüber begütigend die Hand auf den Arm.

„Nicht doch, Herr Rowalt; das müssen Sie lassen! Sie sind abschafte und starren mit wilden Augen um sich, weil Sie verzweifelt nach einer Möglichkeit suchen, mir zu entweichen. Doch das ist Torheit. Denn erstens können Sie in dem Gewühl keine zehn Schritte weit — dann hält' ich Sie. Und ferner — sehen Sie die beiden Herren hier fünf Schritte vor uns an der Autobus-Haltestelle? Die unterhalten sich nämlich gar nicht so intensiv, wie Sie es markieren, sondern beobachten jede Ihrer Bewegungen. Denn es sind meine Gehilfen. Und ich selbst bin der Kriminalkommissar Warnstett, wenn ich mich Ihnen vorstellen darf. Schließlich und endlich müssen Sie doch im Bilde darüber sein, mit wem Sie sich jetzt zwanglos unterhalten sollen. Mehr nämlich will ich vorerst von Ihnen nicht. Vor allen Dingen denk ich nicht daran, Sie zu verhaften. Solche Möglichkeit habe ich sowieso jede Sekunde, weil Sie seit gestern abend im „Regent-Klub“ und seit heute vormittag, wo Sie bei Konsul d'Arzilla in der Schleinitzstraße waren, keinen Schritt ohne Beobachtung tun. Also Sie sehen, daß ich Sie jeder Zeit sicher hätte — und nur die Hand auszustrecken brauchte.“

Kraftlos war der ehemalige Oberzahlmeister in seinem Stuhl zusammengesunken. Grau und verfallen sah er jetzt aus. Schlagartig um Jahre gealtert.

„Was wollen Sie denn von mir?“ . . . stammelte er tonlos.

Der Detektiv sog den Rest seines Mazagrans durch den Strohhalm, den er dann zerkniet und auf die Untertasse legte.

„Tja — was will ich von Ihnen? . . . Eigentlich nur so eine allgemeine Uebersicht. Das heißt, eigentlich bin ich schon informiert. Denn vor ein paar Tagen traf Frau van Aaren aus Amsterdam hier in Berlin ein und übertrug mir, den gegenwärtigen Aufenthalt eines gewissen Diego Verragez festzustellen. Daß dieser Mann mit dem Konsul d'Arzilla identisch war, bekam ich sehr schnell heraus. Dazu genügten ein paar Telegramme von Berlin nach London, Madrid, Stockholm, Bukarest und so weiter, und die Antworten mit dem genauen Signalement sowie der Bestätigung, daß gegen diesen Diego Verragez überall Steckbriefe vorlagen. Gegen ihn und seine Komplizin, Madame Trignard, die haben wir übrigens bereits verhaftet.“

„Die haben — Sie . . .“

„Ja, vor einer Stunde in der Schleinitzstraße, als wir das Nest ausheben wollten. Doch den Sennor Verragez — d'Arzilla suchten wir leider vergebens. Der war uns schon durch die Lappen gegangen. Offenbar hatte er Unrat gewittert. — Na, wir kriegen ihn schon noch. Für solche Fälle ist Berlin eine Mausefalle, aus der niemand ungelesen herauskommt. Alle Flugzeughäfen, Bahnhöfe und Chaussees stehen bereits unter Bewachung.“

Horst Rowalt stierte stumpf vor sich hin.

„Spielen Sie doch nicht mit mir!“ stieß er endlich hervor. „Ich wehre mich ja gar nicht. So legen Sie doch schon Hand an mich!“

„Sie mißverstehen mich“, entgegnete der andere. „Ihre Person ist in den Steckbriefen gar nicht eingegriffen. Entweder, weil Sie wirklich nicht an den Hochstapeleien des Konsuls d'Arzilla aktiv beteiligt waren, oder sich immer wieder sehr geschickt im Hintergrunde hielten. Darüber sich schlüssig zu werden, ist eventuell Sache der Staatsanwaltschaft, nicht aber die meinige. Weil ich einen ganz anderen Auftrag zu erfüllen habe, und mit dem stehen Sie allerdings in engster Verbindung. Es handelt sich um die gestohlene Krawattennadel des Rittmeisters von Yskem und um die durchgeschnittenen Sattelgurte des Hohenangernschen „Loreador“ — Wann, wo, wie und weshalb haben Sie das eigentlich getan?“

„Das wissen Sie auch schon?“

Der Kommissar lächelte.

„Bis zu diesem Augenblick war's eigentlich nur eine ganz vage Vermutung, die Sie mir aber durch Ihre Antwort bestätigen. Sie ließen sich durch meine scheinbare Sicherheit glatt blaffen und überrollen. Nun legen Sie ruhig ein Geständnis ab; denn den Zusammenhang kann ich mir sowieso kombinieren: Berspätete Revanche, weil Herr von Yskem in Ihrer Verhandlung vor dem Kriegsgericht damals als Ankläger und Gerichtsherr gegen Sie scharf vom Leder gezogen hatte. Seitdem machen Sie ihn verantwortlich dafür, daß Sie auf die abschüssige Bahn geraten sind, wo doch nur Sie selbst der allein Schuldige sind. Denn persönliche Momente schalten ja vollkommen aus. Herr von Yskem tat lediglich seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit und hielt sich an seine Vorschriften. Hätten Sie damals genau so nach Pflicht und Schuldigkeit gehandelt, dann wären Sie nach dem Kriege in Ehren verabschiedet worden und brauchten mir heute nicht so gegenüber zu sitzen. Wenn ich daran denke, daß Sie den Rost der alten Armees getragen haben — wie konnten Sie dann derart gewissenlos handeln und einen völlig unschuldigen Menschen in so verhängnisvollen Verdacht bringen, wie er seit dem „Großen Hanja-Ausgleich“ auf dem Rittmeister von Yskem lastet! Suchten Sie Befriedigung Ihrer Rachegefühle an dem wirklich Verantwortlichen dafür, daß Sie seit Jahr und Tag außerhalb der menschlichen Gesellschaft leben, — dann wär's richtiger gewesen, Sie hielten sich an dem Konsul d'Arzilla. Denn lediglich Sie selbst haben sich auf dem Gewissen. Und wenn nach dem damaligen Gerichtsverfahren vielleicht trotzdem noch ein letzter Rest von dem ehemaligen ehrenhaften preussischen Regiments-Oberzahlmeister in Ihnen lebte — dann hat diesen Rest Ihr portugiesischer Spiegeleule totgeschlagen. Niemals aber tat das der Rittmeister von Yskem, der nur handelte, wie es ihm die eiserne Pflicht vorschrieb. Sie aber rissen beinahe nicht nur ihn selbst ins Unglück, sondern obendrein seine Braut. Nein, Herr Rowalt, — Ihre finsternen Geschäfte mit d'Arzilla kann man schließlich noch gelassener beurteilen, denn da schädigten Sie schließlich fremde Menschen nur um materielle Werte. Doch was Sie gegen Herrn von Yskem und Fräulein Lint begangen haben — pfui Deu! Von solchem Schmutz hätten Sie in Erinnerung an die Uniform, die Sie mal trugen, die Finger lassen müssen.“

(Fortf. folgt.)

Se. Hoheit, mein Kater.

(Die Ehrenrettung eines Bielaeschmähtens)

Von Dr. Alfred Möller.

Als er kam, war er flaumig, zart und hilfsbedürftig. Er taumelte auf der Tischplatte läppisch umher. Seine Augen, klein und grün, öffneten sich nur zwinernd. Er wußte nicht, daß seine Brüder rücksichtslos in kaltem Wasser erstickt worden waren. Er ließ nur hie und da ein feines, silbernes flieheses Zammern hören, ein silbernes flieheses Miauen.

Die ersten Sympathien erwarb sich Grauerl durch seine peinliche Sauberkeit. Er lernte sein B. C. kennen und bediente sich schon vom nächsten Tage an seines improvisierten mehr. Von der Umwelt hat er zuerst richtig erkannt, wo das grobe Holz ist, das die Zimmer trennt, wo sich die Türen öffnen. Das Hinausverlangen bestand aus stürmischem Krachen an den Türfugen, mit deutlich bittendem Miauen.

Heute ist längst der Schnallensprung hinzugekommen. Wird ihm die Tür aber geöffnet, dann geht er nicht schnell hinaus, sondern er schreitet „königlich“. Nur der nachschleifende Purpurmantel fehlt. Diesen stolzierenden Königschritt hat er von seinem großen Wüstenbruder, dem Tiger, dem er verblüffend ähnlich sieht. Freilich ist er ein Villküttiger, ein Tiger durch das verleierte Overglas gesehen.

Diese Verwandtschaft, diese Ähnlichkeit schadet den Katzen vor den vorurteilsreichen Menschen, die den Tiger fürchten und die Katzen verfolgen. Die Menschen, die schon für die Wut ihres Nächsten nur sehr begrenztes Verständnis haben, beurteilen die Katze nach dem falschen Schein. Ein böser Hund ist zehnmal gefährlicher als die böseste Katze, aber eben diese Überlegenheit, die der boshafte Mensch über das kleine, geschmeidige Tier hat, trug ihnen seit jeher seine Angriffe und Verfolgungen ein. Nichts ist falscher, als die Katze eine Schmeichlerin zu nennen. Schmeichler ist der Hund.

Karl v. Holtei hat einmal erklärt, warum große Herren sich Hunde halten: weil der Hund der „typische Untertan“ ist, der auf jeden Wink von oben achtet. Die Katze ist zum Kriecher nicht geschaffen, sie lebt ihr Leben an der Seite des Menschen, ohne auf ihren Vorteil bedacht zu sein. Sie kann ihre Liebe nicht anders zeigen, als daß sie seine Nähe sucht. Sie riskiert ohne Fälschung zur Berechnung keine Ungnade durch Eigenwilligkeit. Dem Menschen, der gibt, ohne zu fordern, schenkt sie ihre Liebe. Erzwungen läßt sich bei ihr nichts.

Die Katze ist der schlechteste Menschenkenner; sie wagt es, arrogant zu sein, sie schaut sich als Gesellschafter höher, selbstbewußter ein, als eitle Menschen es vertragen. Die Katze glaubt nicht, daß seine Liebe täglich neu erringen zu müssen. Sie hat Vertrauen trotz aller Steine, die ihr die Rohheit nachschleudert. Brehm bemerkt in seinem „Tierleben“ mit Recht, daß der Charakter der Katze gut ist, ist sie doch trotz aller Anfeindungen zutrauliches Hausier geblieben. Wie wenig berechtigt ihr Vertrauen bei der Halslosigkeit des Menschen ist, zeigen immer wieder Fälle, wie der folgende: Eine Frau hatte seit Jahren eine große Hauskatze, die sich zufrieden schnurrend bei ihr wohl fühlte, wenn sie täglich nur sehr wenig Milch und ein bißchen Kartoffelschalen und — etwas Dienwärme hatte. Da kam der Weltkrieg. Der Frau ging es schlecht, und mit der Verhärtung, die der allgemeine Kampf so überraschend rasch über die „kultivierte“ Menschheit brachte, beschloß die verarmte Tierbesitzerin, die Katze zu töten. Da sie aber doch nicht das Herz hatte, die langjährige, anspruchslose Zimmergenossin mit den klugen Augen mit der Hand zu töten und dann zu essen, so tat sie das Brutalere: sie band die sich verzweifelt wehrende Katze in einen Sack und warf den in den Fluß. Als sie nach Hause kam, sah die zum Tod Verurteilte pritschelnd vor der Zimmertür. Gibt es ein rührenderes Vertrauen als diese Rückkehr zur grausamen Senkerin? Man kennt viele Geschichten von Katzen, die man aus den Häusern weggeschaffte und die viele Stunden weit, ja Tagereisen zurück fanden in ihr Heim. Auch Karl Schönberr berichtet in seinen Jugenderinnerungen von solcher Anhänglichkeit der Katzen an die gewohnte Umgebung.

Grauerl macht Freude schon durch seine Anmut. Man kann ihm Stundenlang zusehen; jede Bewegung ist zierlich. Erst Not macht Katzen grausam: der Trieb der Verstoßenen zur Selbsthaltung. Im Haus zeigt sich diese Grausamkeit als einfacher Spieltrieb. Genügsam, unterhält er sich mit einer Papiertafel als bescheidenem Billard, einem rollenden Bleistift, einem Kirchglen. Er spielt mit verteilten Rollen als sein eigener Gegenpieler, versteckt einen Kirchglen und sucht ihn dann nach den kompliziertesten Pauerstellungen und nach dramatischen Momenten selbst aufgelegter Spannung in kühnem Anspruch mit erregt hastendem Pfötchen wieder hervor. Kommt die Eßtunde, dann ist Grauerls feines Gehör noch verfeinert. Er kennt den Schritt der Hausfrau, die, heimkommend, ihm das bescheidene „Papperl“ richtet. Er stürzt ihr entgegen. Grauerl hebt seinen Hunger aber trotzig auch sehr lange auf, wenn sich die Herrin verspätet. Ein Versuch von anderer Hand, ihm das Essen zu reichen, wird mit vorwurfsvollem Blick oder mit hohnvoller Abwendung abgelehnt. Nur wenn die Hausfrau verzweifelt ist, findet sich Grauerl nach langem Warten und nervösem Suchen endlich bereit, auf das Vorlegen des Essens durch die Hausfrau zu verzichten.

Unangenehm ist ihm das tägliche Geflümmelwerden. Die Zähne des Kammes bleiben im tiefen Fell oft schmerzhaft hängen. Dann seufzt Grauerl schwer aufatmend wie jemand, der sagen will: „Ein Glend! Ich hab's wohl schwer. Aber was kann man machen?“ Seine bescheidene nie lästige Stimme braucht er selten, aber dann (wie Friedrich Sebbel so richtig bemerkte) ganz im Tonfall der Menschen. So ist es seine besondere Höflichkeit, daß er sich die leidenschaftlich gesuchte Freude des „Auf-dem-Schob-Sitens“ nie ohne ein deutlich fragendes „M?“ gestattet. Dann erst erfolgt der Sprung auf die Knie der Sitzenden. Zu schimpfen pflegt

er nur, wenn morgens durch Zuspätausspringen sein Frühstück sehr verzögert wird. Dann klagt seine Stimme nicht mehr jählich bittend, sondern sie bekommt etwas Forderndes. Und man kann ein energisches: „Bin ich der Niemand? Wird heute gar nicht gegessen?“ aus seinen im großen und ganzen doch diskreten Lamentationen entnehmen. Den Schlaf beginnt er immer mit einem tiefen Seufzer und meist, nachdem er die Pfoten gekreuzt und Nicht abschließend über die Augen gelegt hat.

Grauerl ist ein leidenschaftlicher Rinderfreund: hier fühlte er keine Angst, auch wenn ihm die Kleinen noch fremd sind. Er ist ein ebenso ästhetischer Blumenliebhaber. Ein paar Rosen im Glas werden immer von neuem glücklich mit dem erdbeerrotten Schnuffelnäschen beschnuppert. Es ist übrigens erstaunlich, wie geschickt er zwischen dicht gestellten Vasen und Nippfächern hindurchfindet, ohne je etwas umzuwerfen oder zu beschädigen, wie ihm überhaupt jede Bosheit fehlt, die die vorstellbarsten Affen, an die er oft erinnert, im Zimmer unausweichlich macht. Grauerl wirkt in jeder Stellung wie eine Nippfäße, wie ein lebendig gewordenes Kopenhagener Porzellan, wenn er mit eng gestellten Samt-Borderröfchen sitzt, von seinem Schweif wie von einer Girlande zierlich eingerahmt.

Grauerl ist die Katze, die man fragen möchte: „Wo hast du denn die schönen Augen her?“ Nur bei Tage sind es zum (ach so unberechtigten) Mißtrauen herausfordernde Raubtieraugen, meergrün, mit schmalen Schlitzen. Die japanischen Bauern lesen aus Katzenaugen die Zeit ab. Ungefähr zu Mittag ist die vertikale Fuge am engsten. Abends, auch bei intensiver elektrischer Beleuchtung, sind die Pupillen kernarot, rund und schwarz, daß sie fast die ganze Augenhöhle ausfüllen. Dann sind diese Augen, die immer so andächtig fragend blicken, ungewöhnlich schön: kein Jagdhund kann ein treuerzigeres Schauen haben. Belämen die zierlichsten Rävinnen Grauerl zu sehen, sie müßten sich in ihn bis hoch über ihre spitzen Belzohren verlieben.

Die alten Ägypter und die mit noch tieferem Seelenbild ausgestatteten Inder haben die Katze besser verstanden als die naturfremden Europäer, die sie, weil die Augen der Katzen im Finsternen funkeln, zu „Serentieren“ machen. Die wenigsten wissen, daß diese Augen nicht phosphorieren, sondern daß der Augenhintergrund bei der Katze auch dürrigstes Licht begierig durch ein sogenanntes „tapetum lucidum“ aufhängt. So kam aber das arme Katzenvieh in Verruf, wie wenn es höllisches Feuer ausstrahlte. Und ist dabei in seiner ehrlichen Ungelehrtheit um die Günst der Menschen gegen gegenseitige Schlagwörter viel aufrichtiger als jeder Dadel mit seiner umwegigen Diplomatschlaueit.

Der Landbriefträger

Von Werner Müns.

Der alte Goethe mag ein weiser Mann gewesen sein, der sich durch das Didaktische lauslicher Höllengründe bis an den Olymp beseligter Halbgötter herangearbeitet hat. Aber er war zugleich wohlbestallter Geheimrat und das erleichtert die Bemühungen um die Heiterkeit der Seele erheblich. Auch der ehrwürdige Laotse, jener gewaltigste Geist Chinas, der dem Leben bis auf den Boden sah, war den Sorgen des Alltags entrückt. Man opierte vor seiner Hütte Reis, und er brauchte nur zuzulangen, wenn er Hunger hatte.

Aber der Ruhm dieser Großen verblaßt, das könnt ihr mir glauben, vor dem alten Landbriefträger, der sich täglich zu mir herausradern muß.

Jeden Tag kämpft er seine dreißig Kilometer durch den Bergwald, wenn er Glück hat und einige abgelegene Gehöfte umgehen kann, weil für sie nichts auszutragen ist, sind es fünfundsanzig.

Im Herbst raste der Orkan, riß Zweige von den Bäumen, stürzte Tannen, die sich nicht fest genug in den Felsengrund verankern konnten. Die wilde Jagd tobte und kein Mensch wagte sich vors Haus.

Aber der Alte wehte wie ein freundlicher Geist ins Dorf. Seine Brieftaschen hatte er mit starken Riemen an den Leib gebunden. Schräg angestemmt, wie ein beladener Fischkutter im Sturm, schwerfällig, aber solide, trieb er aus den Fjorden der Wälder über das gewellschte Meer der Stoppelfelder auf uns zu.

Im Haus atmete er tief auf. „Der Orkan reißt einem das bißchen Luft, das man für den kleinen Lungenmotor braucht, unter der Nase weg, und man fürchtet zu ersticken.“

Er kramte seine Brieftaschen aus, hatte wohl gar noch im Rucksack ein schweres Paket herausgelotst und lächelte aus zwei blauen kindlichen Augen, die aus einem Dornbusch von lustigen Kunseln hervorkamen. „A schönes Winderl heut“, schnauzte er, nicht freundlich, griff mit einem Finger an seine verschößene Dienstmütze und warf davon.

Dann kam der Winter und der Schnee. Auf der Pab-

straße hatte es drei Meter hohe Beihen aufgeworfen. Wir Männer schaukelten zwei Tage. Das Dorf war so lange für die Welt verloren. Holschlitten waren steden geblieben. Nur die Pferde hatte man noch in die Ställe retten können. Wir kämpften uns, bis an den Bauch in die weiße Himmelsmatte verpackt, kuschend voran. Der Schneeflug vermochte nicht einmal innerhalb des Dorfes Bahn zu schaffen.

Aber der Alte kam. Riesige benagelte Schuhe hingen wie unförmige Klumpen an seinen mageren Beinen, die trotz der grauwollenen Überstrümpfe immer noch storchenhast aussahen. Den Rand seines kurzen Uniformrockes (einen Mantel habe ich nie an ihm gesehen) säumten Eistrüsten. Seine Ledertaschen trug er hoch auf die Brust geschnallt.

Wenn er sich die Häuflinge von den Händen zog und sortierte, waren seine Bewegungen ein wenig langsamer als sonst, und von den Eiszäpfchen an den eisgrauen Barbspitzen tropfte es melancholisch. Aber seine Augen lachten wie immer, und er meinte vergnügt: „Ganz an launigen Schnee haunmer heuer...“ Einmal wagte ich, ihn auf den Vorteil der Schneeschuhe aufmerksam zu machen. „I bin doch la warrißer Bub“, antwortete er erstaunt. Da hatte ich nun mein Teil weg.

Und jetzt ist es Frühling. Sonne bricht durch. Der Wald trieft, die Wege sind reißende Bäche. Trüber eisiger Brei quatscht und spritzt unter den Stiefeln. Nasse Nebel saugen sich im dichtesten Stoff fest. Was schneidender Kälte nicht gelang, gelingt diesem Anhauch des unentwickelten Frühlings, der seine Flegelwochen anstobt: man friert und fröstelt bis auf die Knochen.

Er aber kommt heiler, wie stets, der Alte, schlägt die Arme um die flache Brust, schüttelt sich wie ein Hund, der in den Tümpel gefallen war. Wo er steht, fließen Lagen aus. Er dampft. Von seinen gewichsten Taschen perlen Tropfen nieder.

„Vorwärts geht's“, sagt er vergnügt und dreht seinen Kopf gegen einen blauen Himmelstrich, den die treibenden Nebel rasch wieder grau verkiten.

Dieser Mann hat sechs Kinder, für die er einstehen muß. Im Wirtshaus sieht man ihn nie. Er wird mir ein wenig unheimlich. Vielleicht — so schreie ich — hat er sich aus seinem sorgenvollen und geplagten Alltagsleben in die Religion geüchelt und blüht sein längliches Erdenbäse in im Hinblick auf die himmlischen Freuden ergeben ab. Vielleicht entzünden seine Seele Engelsphantasien, während sein armer Leib sich durch Frost und Hitze, durch Schnee, Regen und Sturm kämpfen muß. Und ich frage ihn vorsichtig, ob er etwa fleißig zur Messe gehe.

„Dös brauch't's net!“, antwortet er und sieht mir fest und sicher in die Augen. „Dös brauch't's net, wenn ma g'sund is und sei Arbeit hat.“

Dann streichelt er dem Käschchen, das auf die Bank gesprungen ist und ihn beschnuppert, über das runde Köpfchen. Es beginnt sogleich zu schnurren.

„A liabs Tier!“, sagt er, greift nach dem Stod und geht. Schon jenseits der Brücke fallen ihn fauchende Nebelschwaben an und zerren ihn hinter Zaun und nacktes Gesträuch.

Ich schau ihm nach. Er hebt die Hand und lacht zurück.

Sein Reich ist durchaus von dieser Welt. Und da er beileibe kein Idiot ist, muß er ein Weiser sein.

Goethe und Laotse, ich gebe euch diesen Landbriefträger zur Seite.

Fühlt euch geehrt!

Welt u. Wissen

Die Letzten ihres Stammes. Die letzte Wandertaube, die es in der Welt gab, starb vor einiger Zeit in hohem Alter im New Yorker Zoologischen Garten; sie war die einzige Überlebende eines Stammes, der noch vor 50 Jahren so zahlreich war, daß seine Schwärme den Himmel verdunkelten und die Zweige der Bäume durch ihre Last zerbrachen. Dieses Beispiel ist eine besonders bezeichnende Warnung, mit der Ausrottung der Tiere einzuhalten, die immer mehr Arten bedroht. Der amerikanische Büffel oder Bison ist dem Schicksal der Wandertaube nur mit knapper Not entgangen. Nachdem die riesigen Büffelherden, die die Prärien Amerikas bevölkerten, fast vollständig vernichtet waren, hat die kanadische Regierung für die wenigen Überlebenden ein Schutzgebiet im Watnwright-Park eingerichtet, und dort vermehren sich diese Tiere, die einst ein Wahrzeichen der Neuen Welt bildeten, in steigendem Umfang, und die zunächst kleine Herde ist jetzt bereits wieder auf 8000 Stück angewachsen. Ein noch prachtvolleres Tier, der europäische Büffel oder

Wisent, der einst die edelste Jagdbeute der alten Germanen war, wurde bis vor dem Kriege auf dem Kontinent wenigstens noch in Polen und Oberschlesien in freier Wildbahn gehalten. Aber der Krieg und die nachfolgenden Wirren haben diesen Tieren ein Ende bereitet, und der einzige Ort, wo der Wisent heute noch in wenigen Exemplaren in Gefangenschaft lebt, ist der Wildpark des Herzogs von Bedford zu Woburn, wo sich die Tiere vermehren und daher vielleicht gerettet werden können. Die Elefantentrobbe von Guadeloupe findet sich nur auf dieser Insel und sonst nirgends. Auch dort gibt es nur noch wenige dieser eigenartigen Tiere, und wenn nicht Schuhmachern ergriffen werden, so wird die Welt bald den letzten Vertreter dieser Gattung verloren haben. Die Meer-Otter von Alaska, ein schönes und anmutiges Tier, dessen Fell wohl die herrlichsten Pelze der Welt liefert, ist von den Pelzhägern so unbarbarisch verfolgt worden, daß sie fast völlig ausgerottet ist. Sie ist die einzige Otter, die noch im Meerwasser lebt, und es besteht sehr wenig Aussicht, daß sie noch erhalten werden kann. Auf den Galapagos-Inseln in der Nähe der Nordwestküste von Südamerika findet man die Riesenschildkröte, die unter allen bekannten Tieren das längste Leben haben soll. Diese tragen Riesens ihrer Art sind die letzten Überlebenden einer Art, die sich aus fernen Urzeiten bis in unsere Gegenwart erhalten hat. Aber da jetzt wilde Hunde in großen Rudeln die Inseln bevölkern und die Eier sowie die Jungen dieser Tiere fressen, so werden sie immer weniger zahlreich, und die Zeit ist nahe, da sie völlig von der Erde verschwunden sein dürften. Eine merkwürdige Mövenart, die an der Küste des Stillen Ozeans lebt, ist erst kürzlich von den Eierräubern ganz ausgerottet worden, und das große Walroß ist der Gier der Jäger im nördlichen Stillen Ozean zum Opfer gefallen.

Wie ist das große Zeitungsformat entstanden? Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein haben alle Zeitungen kleines Format gehabt; sie waren nicht größer als ein Buch. Als aber in England um 1820 eine Stempelsteuer nach der Zahl der Bogen und nicht nach der Größe eingeführt wurde, wuchsen die Zeitungen dort ins Riesenhafte. Deutsche Blätter berichteten im Jahre 1820: „Die Riesenzeitungsblätter finden sich jetzt bei den Times.“ Um dem Stempel zu entgehen, der für jede Ausgabe gegen 70 Pf. beträgt, geben sie keine Anlagen mehr, sondern einen Bogen, mag er werden wie er will. Der am 19. Januar hatte 4 Fuß in der Länge und über 2 Fuß in der Breite, enthielt 88 Spalten und gegen 150 000 Worte, in jedem Falle ebensoviele als alle Pariser Zeitungen in einem Tage geliefert haben.“ Während das schon als unhandlich zu bezeichnende größte deutsche Zeitungsformat 62,5 x 56,5 Zentimeter mißt, betrug das „Times“-Format 124 x 62 Zentimeter. Sicher das größte Format, das je als Zeitung erschienen ist.

Hygiene und Heilkunde

Frühzeitige Behandlung des Schielens. Daß das Schielen verhütet werden kann, wenn es frühzeitig behandelt wird, betont Professor C. S. Sattler in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, indem er allen Eltern und Ärzten eindringlich ans Herz legt, schielende Kinder so frühzeitig wie möglich den Fachärzten zuzuführen. Das Schielen ist durch eine falsche anatomische Ruhelage der Augen bedingt, und dazu kommt ein ungenügendes Verschmelzungsvermögen der Bilder und eine Überfälschtheit. Ein Kind, das zu schielen anfängt, sieht doppelt; um dies störende Doppelsehen zu vermeiden, lernen die Kinder bald, das Bild des einen Auges zu unterdrücken, und werden dadurch auf diesem Auge hochgradig kurzsichtig. Nun ist aber die Wiederherstellung des normalen Sehens fast ausnahmslos möglich, wenn die Kinder nicht bereits allzu lange geschäftet haben und wenn das führende Auge eine genügende Zeit vom Sehen vollkommen ausgeschlossen wird. Beim allerersten Beginn des Schielens kann man oft durch geeignete Gläser den gemeinsamen Schacht beider Augen erhalten und damit das Schielen überhaupt verhüten. Kommt es doch zu einer Operation, so gelingt diese bedeutend besser, wenn der Kranke rechtzeitig mit einem das führende Auge schonenden Verband und mit Prismenbrillen behandelt worden ist. „Die traurige Tatsache, daß es heutzutage viele Erwachsene gibt, die infolge Schielens in der Kindheit auf einem Auge praktisch blind sind“, so schreibt Professor Sattler, „sollte uns alle ermahnen, der Funktion der Augen schielender Kinder unser Interesse rechtzeitig zuzuwenden. Der dauernde Verlust des Sehvermögens eines Auges auf diese Weise sollte unter allen Umständen verhütet werden.“